

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1858) Unterhaltungsblatt

33 (13.8.1858) Erste Beilage zum Schwarzwälder Boten

Unterhaltungsblatt

des Schwarzwälder Boten.

N^o 33. Erste Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 13. August 1858.

Die Franzosenmühle.

Eine Erzählung aus der Zeit der französischen Invasionskriege in der Schweiz.

1.

Es war im Jahr 1798; nebeligte Bergluft lag auf den Thälern des solothurnischen Jura, als auf dem holperigen Feldwege nach Commiswyl ein Fuhrwerk von fremdländischem Aussehen einherfuhr. Ein stämmiger, hochgewachsener Nappe zog langsam den schwerfälligen, mit Segeltuch überwölbten Wagen den steilen Bergweg hinan. Ueber die Schneefelder zu beiden Seiten blies ein scharfer Nordostwind und trieb die dichten Nebel über die Höhen dahin. —

„Und das ist also das Land Eurer Sehnsucht,“ sagte die eine der zwei Insassen des Wagens, ein jugendliches weibliches Wesen, sorgfältig in eine Pelzschur eingewickelt und fast ängstlich in die Ecke des Wagens zurückgelehnt, „Sibirien zu einer Zeit, wo wir zu Hause bereits die ersten Frühlingsblumen pflüchten; um dieser wilden Berge und rauhen Wege, dieser plumphen, rohen Menschen und dieses ewigen Winters willen also die lange beschwerliche Reise?“ Und sie schüttelte mißvergnügt das Köpfchen und hüllte sich noch dichter in ihren Pelz ein.

„Geduld, Mariken,“ sagte begütigend der männliche Begleiter an ihrer Seite, der die Zügel des Pferdes handhabte und weit vorgebeugt durch Nebel und Dämmerung nach dem Wege spähte, „willst Du denn immer dasselbe mißtönige Liedchen zwitschern? Wer wird denn auch so wegwerfend urtheilen, ehe Du Dir das Land und die Leute recht angesehen? Der Frühling wird ja auch hier einziehen und diese Berge wirst Du noch recht lieb gewinnen.“

„Nicht wie das stille Heimathhaus, wo ich groß geworden und alle meine lieben Erinnerungen zurückgelassen habe,“ erwiderte sie abwehrend und zerdrückte eine Thräne des Unmuths im Auge.

Der alte Begleiter schien zu keiner Antwort Lust zu empfinden, trieb sein Pferd zu rascherem Gang an und summt die Melodie des Malborough-Liedes zwischen den Zähnen. —

„Und wie lange soll denn dieser barbarische Weg noch dauern auf dem weiten Schneefeld und an der Seite dieses unheimlichen Waldes hin?“ fuhr das Mädchen nach einer Weile fort, als der Wagen auf dem Gipfel des Hügel ankam, wo sich der Nebel zertheilte und eine kleine Hochebene sich links und rechts ausdehnte, die in wellenförmiger Steigung sich an den Fuß eines waldigen Berges anlehnte; „liegt da das Paradieschen, von dem Ihr mir so schön zu erzählen wußtet? In dieser Einöde, wo nur die Krähen auf dem gefrorenen Schnee herumhüpfen? — Ach ja, ein Paradies — aber der Engel mit dem Flammenschwert hat seine Bewohner hinausgeschickt!“

„Trozköpfchen,“ brummte der Wagenlenker halb lächelnd und führte statt aller Antwort einen kräftigen Peitschenhieb nach dem ermüdeten Gaul. Rasch ging's auf dem nun ebenen gewordenen Wege vorwärts, und als sich dieser um ein liches Gehölz hochbewipfelter Ulmen gewendet hatte, tönnten die Abendglocken eines Kirchturms aus nächster Nähe und vor den Augen der zwei Reisenden tauchten durch die Abenddämmerung die Strohhäuser eines friedlichen Dörfchens auf und Dichter flimmerten

durch das eine und andere Fenster entgegen. „Da sind wir ja, Kleine,“ sagte der Wagenlenker, und vor einem der ersten und stattlichsten Häuser hielt der Wagen an. Die Dämmerung war noch nicht weit genug vorgeschritten, um den stattlichen Löwen zu verbergen, der mit verschwenderischer Mähne und Zunge und einem goldenen Becher in der einen Taze das Wirthshauschild des ersten und einzigen Gasthauses von Commiswyl bildete. —

„Ein warmes Zimmer für mich und meine Tochter, herrschte der Fremde den Wirth an, der mit einer großen Laterne in der Hand herausgeeilt kam; „ein Abendessen und vor Allem ein Paar Hände, um mein Gepäc abzuladen; wir bleiben heute Nacht hier, 's ist kein Wetter zum Weiterreisen.“

„Und auch kein Weg dazu,“ schmunzelte der Wirth, indem er dem Mädchen beim Absteigen behülflich war. „Bei uns heißt's: Nicht weiter! Da ist die Welt mit Brettern vernagelt oder wie unser eins sagt: Da wünschen sich Hasen und Füchse gute Nacht!“

„Jetzt aber macht, daß mein Kind an die Wärme kommt,“ brummte der Fremde; „wir kommen schon ein gut Stück Weg her und es bläst ein verheult kalter Wind bei Euch da droben.“ Und dabei holte er ein Paar lange Reiterpistolen aus den Wagentaschen hervor und barg sie sorgfältig in den Falten seines langen Mantels.

„Aha,“ meinte der Gastwirth, der diesem Manöver mit einem pfiffigen Lächeln zugehört hatte, „der Herr führt auch Musik mit sich. Das ist jetzt Brauch bei uns! Was sagen sie drunten von den Franzosen? Wird wohl bald Ernst geben?“

„Weiß nicht,“ sagte der Gefragte barsch, „komme nicht von der Seite,“ und wandte sich statt aller Antwort an einen mittlerweile hergekommenen Knecht und half ihm die Planen wegnehmen und das Gepäc abladen. Der Löwenwirth schirte das dampfende Pferd aus, das fremde Mädchen nahm das kleinere Gepäc zu Handen und in wenigen Minuten wurde der leere Wagen in eine Scheune gestöcken.

Das Wirthshaus zum Löwen in Commiswyl war keines jener stattlichen Gasthäuser, wie sie jetzt an allen Ecken und Enden der Schweiz erbaut sind. Damals war die Reiselust noch nicht zu einer Weltseuche geworden und in dem abgelegenen Dorfe, das keine Heerstraße berührte und wo selten ein fremder Fuß sich hinverirrte, konnte das bescheidene einstöckige Haus mit weit vorspringendem Strohdache, mit den Schiebsfenstern und kleinen runden Scheiben, mit der niedern Trinkstube und dem Einen Fremdenzimmer, das wenige Sterbliche als etwa vikarisirende Kapuziner mit einem Besuche beehrt hatten, billigen Ansprüchen vollkommen genügen. —

Am heutigen Abend freilich war die Zahl der eintretenden Trinkgäste eine ungewöhnlich große. Um die zwei langen Wirthshausstische saßen dichtgedrängte Dorfbewohner jeden Alters und Standes, jeder mit dem niesehenden Schoppen vor sich; andere hatten aus Mangel an bessern Plätzen sich in die Ecken gelehnt oder auf die Fenstergesimse gestützt — den bequemeren Platz auf der Ofenbank hielt die Großmutter, des Löwenwirths achtzigjährige Mutter inne und betete dort ihren Rosenkranz, während zu ihren Füßen auf einem Schemel ihre Schwiegertochter beim Spinnrad saß, mehr auf die Gespräche der Männer horchend, als mit ihrer Arbeit beschäftigt.

Der Ernst der Zeiten ließ aber in der zahlreichen Versammlung kein rechtes Leben aufkommen; der Krieg mit allen seinen Schrecknissen und Drangsalen stand vor der Thüre, französische Vorposten wollte man bereits diesseits der Kantonsgrenzen im Bersted gesehen haben und eben war von der Regierung zu Solothurn der Befehl gekommen, den Landsturm zu organisiren und die noch fehlende Mannschaft der aufgebotenen Bataillone in aller Eile nach der Hauptstadt zu schicken.

Der Träger dieser ernstlichen Botschaft war aber der Meierle gewesen, wegen seiner dörslichen Ehrenstellen auch der Mauerle genannt. Er war diesen Morgen im „Städtle“ gewesen um auszufundschaffen, wie Alles stehe, und stand deshalb auch jetzt als Hauptperson und Wortführer mitten auf der Wirthshausbank, um zu berichten, was Alles vorgefallen.

„Wie ich Euch's sage,“ perorirt er von seinem erhabenen Standpunkt aus und schlägt dabei mit der Hand an's breite weiße Säbelbandelier an seiner Brust; „morgen spätestens wird's losgehen, der Peterlinger Waffenstillstand ist ausgelaufen und der Schauenburg ist schon im Biel. In der Stadt stehen die Stücke auf der Schanze gegen das Leberberg hinauf, die werden den Franzosen eins aufspeisen, wenn sie so weit vorkommen. Im Bernbiet drüben bei Büren und Nidau sind die Ländler mit schweren Stücken und die Berner Dragoner. — Meine gnädigen Herren und Obern zählen aber auch auf den Landsturm; rüsten sollt Ihr Euch, die alten Hellebarben und Morgensterne heraussuchen und diesen Hund den Köpfe damit einschlagen.“

„Und meint Ihr denn sicher, daß das Wetter so nah ist, Meierle?“ unterbrach einer der Gäste den aufgeregten Redner.

„So sagen's die in der Stadt, die's besser verstehen als unsereiner. Umsonst wird nicht eine Staffette um die andere die Leberbergstraße auf- und abgaloppiren. Heut Nacht schon können sie einander beim Kopf nehmen, 's ist Alles darnach angelegt; ich hab' den Befehl, die ganze Nacht zu patrouilliren; wenn auf dem Grenchner und Lengnauer Berg die Feuer brennen, so läut ich Sturm und dann sollt Ihr Alle mit mir Selzach und Grenchen zu. Da steht's in dieser G'schrift vom Schultheiß selber aufgesetzt; wer nicht darnach handelt, der mag später zusehen, wie er die Suppe auskrift!“ Und dabei zog er ein befeigtes Schreiben aus der Tasche und warf es voll Selbstbewußtseyn auf seine Würde und Wichtigkeit auf den Tisch hinab.

„Jesu Maria!“ jammerte die Löwenwirthin bei der Ofenbank, indem sie die Hände zusammenschlug und ihre Thränen mit der Schürze abtrocknete. „Was das unschuldig Blut kosten wird! Und das Alles wegen den verfluchten Patrioten. Hätte man doch die lieber schon lange aufgehängt oder zum Land hinausgejagt, vor sie den Franzos hineinrufen konnten! Ach, Jakob, Jakob!“ seufzte sie auf und warf einen wehllagenden Blick auf ihren einzigen Sohn, der in Uniform, den Tornister am Rücken und das Gewehr in der Hand unter den Gästen stand und mit seinen Altersgenossen noch diese Nacht nach der Stadt sollte, um unter General Altermatt gegen die heranziehenden Feinde zu kämpfen.

„Frau, davon versteht Ihr nichts,“ fiel der Redner mit dem weißen Säbelbandelier ihr mit einem gewissen vornehmen Selbstgefühl in die Rede; „sie werden ihren Theil schon noch bekommen, wenn wir einmal mit den Fremden fertig sind! Und wenn morgen die Franzosen kommen und die Sache fehlen sollte, möchte ich nicht an ihrem Platz in der Prison seyn. 'S wäre freilich besser gewesen ein paar Monate früher — aber jetzt ist nichts mehr dran zu ändern. Wären's blos Leute von unserm Schlag gewesen, hätt's kurz und gut geheissen: den Kopf vor die Füße! Aber 's waren Städler darunter, Herrensohnlein, und da drückt man halt ein Auge zu. Aber jetzt macht, daß Ihr zur Ruh kommt, und macht Euer Zeug zurecht — wenn's eine unruhige Nacht giebt, so seid Ihr um das besser dran.“

Der Knecht, der vorhin beim Abladen des Gepäcks unserer zwei Reisenden behülflich gewesen, kam in diesem Augenblick athemlos hereingestürzt und unterbrach das Gerede. „Seid still, sag ich Euch,“ platzte er heraus, „'s ist eine kuriose Geschichte. Da draußen ist ein fremder Herr angekommen mit einem Weibsbild, auf einem absonderlichen Wägelchen, soll mich der Hentler holen, wenn der nicht was Besondres im Sinne hat. Spricht fast nichts, hat viel Gepäc mit sich und zwei große Pistolen und sagt, er wolle heut hier über Nacht bleiben. Schreit nicht so laut — er muß gleich hier seyn — ich traue dem Kerl nicht recht.“

„Ein Fremder in Lommistoyl und zu dieser Zeit — das ist allweg nichts Geheures! Das muß ein Spion seyn, ein Franzos — vielleicht daß sie wissen, wie viel Mannschaft unterhalb Biel steht und wollen über den Berg hinunter bei uns durchmarschiren. Aber der hat sich den unrechten Finger verbunden — zu Boden mit dem — wenn keiner an ihn will, so pack ich ihn!“ Schrie der Meierle, und dabei sprang er über den Tisch, um auf die Thür loszustürzen.

Jakob, der junge Löwenwirth, flog dem Wüthenden von der andern Seite entgegen und indem er ihn mit kräftiger Faust am Kragen packte, riß er ihn auf einen Stuhl nieder. „Seid so gut und haltet jetzt Euer Maul, Mauerle, sage ich Euch,“ donnerte er ihn an, indem er ihn festhielt; „bei uns zu Haus braucht Niemand Fremds Ordnung zu machen und am allerwenigsten Einer von Eurer Sorte! Da haben mein Vater und ich zu befehlen und unsren Gästen soll Keiner was zu leid thun. Wenn's Einer probiren will, so soll er herkommen — ich nehm's mit Jedem auf!“ Und erhitzt, wie er war, die eine Hand am Säbelgriff, die andere an die Seite gestemmt, deckte er den Eingang der Stube.

Mit tosender innerer Wuth lauerte der Meierle auf seinem Stuhle und warf ein Paar grimmige, durchbohrende Blicke auf den jungen Mann. „Jakoble, Jakoble, mit Dir will ich noch einmal ein Paar Wörtlein reden, wenn Du kein Rasmesser mehr an der Seite hast. Ein Wörtchen wie Du, das noch nicht recht gestuffelt ist, muß dem Meierle nicht mores lehren wollen. Das wollen wir noch an einem andern Dertlein zusammen ausmachen! Aber wenn der Fremde das Dorf und den Kanton in die Suppe bringt, kannst Du und Dein Alter es auf Euch nehmen. Dort steht die Proklamation vom Schultheiß und Rath von wegen der Fremdenpolizei in diesen unruhigen Zeiten — aber das weißt du Alles besser!“

Mittlerweile trat der Fremde, um dessentwillen der hüzige Wortwechsel entstanden war, zur Thüre herein; das Mädchen, das sich auf seinen Arm lehnte, schmiegte sich beim Anblick der vielen, meist bewaffneten Gäste furchtsam und schüchtern an seine Seite; ihn selbst schien die zahlreiche Versammlung, die er mit einem flüchtigen Blicke musterte, wenig zu berühren; nach einem Griff an den dreikrempigen Hut und einer leichten Verbeugung wandte er sich an den höflichfolgenden Wirth und flüsterte ihm ein Paar Worte in's Ohr.

Der neue Ankömmling schien übrigens auch nicht der Mann zu seyn, den ein unvermutheter Angriff des lauerten Meierle und seiner Genossen aus der Fassung gebracht hätte. Seine hohe, breitschultrige Statur und das Stramme, Sichere in seinen Bewegungen verrieth ungewöhnliche, den Jahren trotze Körperkraft; das wettergebräunte Gesicht mit der hohen, gebietenden Stirne und den scharfen Gesichtszügen große Entschlossenheit, und die dunkeln, buschigen Augenbrauen über den lebhaften Augen verstärkten noch diesen Ausdruck und stachen eigenthümlich gegen die langen grauen Haare ab, die in reicher Fülle auf Hals und Nacken herabfielen. Seine Haltung verrieth etwas von militärischer Festigkeit, seine Kleidung war von der Landestracht durchaus verschieden und besonders stachen die hohen Kniestiefel den neugierig starrenden Bauern in die Augen.

Der neue Gast schien den ungezügelten Gang ihres lauten Gesprächs dauernd unterbrochen zu haben; sie rückten wie scheu näher zusammen und warfen prüfende Blicke auf das fremde Paar, indem sie sich ihre Bemerkungen verstohlen zuflüsterten. Die Einen bliesen mit Unbefangenheit große Rauchwolken aus ihren Pfeifen, die Mißtrauischen machten sich mit einer gewissen Ostentation mit

ihren Waffen zu schaffen. Jakob hatte seine schützende Stellung bei der Thür schon längst verlassen; der Löwenwirth hatte ihn als seinen Sohn dem Fremden vorgestellt, der ihm freundlich die Hand schüttelte, während das Mädchen ihm wohlwollend zunidte.

(Fortsetzung folgt.)

Mutter Sprache.

Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, großes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort.

Ah, wie trüb ist meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin,
Wann ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,

Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen als ein Gruß!

Sprache schön und wunderbar,
Ah, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichthum, in die Pracht!
Ist mir's doch, als ob mich riesen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldenprache, Liebeswort,

Steig' empor aus tiefen Gräften,
Längst verscholl'nes altes Lied!
Leb' auf's neu' in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüh't.

Überall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch.
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken:
Sprech' ich, wie der Mutter Mund.

M. v. Schenkenborf.

Compaß und Senkblei zur glücklichen Reise durch das klippenvolle Meer dieses Lebens.

(Fortsetzung.)

155tes Kapitel.

Vom Schein und vom Wesen.

Der Sterbliche wandelt hienieden unter Täuschungen.

Der Thor beurtheilt die Dinge nicht nach dem, was sie wirklich sind, sondern nach dem Schein, nach der Außenseite.

Einer betrügt durch diesen Schein den Andern. Du weißt nicht, was die Menschen sind, sondern nur was sie scheinen.

Wie elend ist das häusliche Leben der Großen, während, vom Glanze des Neuhern geblendet, die Menge des unwissenden Volks sie, wie beneidenswerthe Halbgotter, anstaunt!

Könnte das Auge eines frommen Bettlers in die schwarzen Geheimnisse manches mächtigen Hauses bringen, er würde schauernd sich zu seinen verschimmelten Brodrinden wenden und mit dankbarem Blicke seinen Bettelstab segnen.

Willst Du weise seyn, trenne den Schein vom Wesen! Dies ist die Grundregel der Weisheit.

Du wirst tausend Irthümern, Gefahren, Leiden und Sorgen entgehen. Du wirst Dich über den Trug erheben und das edle Gut der Selbstständigkeit erlangen.

Jedem nach seinem Stande, aber der Tugend bringe Deine Bewunderung und Liebe, Du findest sie im Palast oder in der Hütte.

Schließe nicht Freundschaft mit Jemanden, dessen Herz Du nicht genau kennst, dessen Absichten Dir fremd sind.

Beneide Niemanden, weil er im Reichthum schwelgt. Er ist wahrlich unglücklicher als Du.

Hüte Dich, dasjenige für das vollkommenste Gut zu halten, was Deiner Einbildung angenehm schmeichelt, so lange Du es nicht hast. Es wird Dir gleichgültig werden, wenn Du es besitzt.

Strebe nicht nach großen Ehren! Weißt Du, wie viele Feinde Du damit erlangst, wie sehr Du Dich dem Urtheil Aller aussetzest?

Strebe nur nach dem, was Dir auch der Tod nicht raubt — nach Zufriedenheit, nach Weisheit! (Fortsetzung folgt.)

Anekdoten und Charakterzüge von Napoleon I.

(Fortsetzung.)

+ Napoleon und der General Rapp.

Auf seinem verhängnißvollen Zuge nach Rußland unterhielt sich Napoleon oft und lange mit dem General Rapp, der ihm immer mit der größten Freimüthigkeit antwortete. Nachher fragte ihn Napoleon über die moralische Lage Deutschlands. Rapp schilderte sie, wie sie war, gedrückt, ruinirt, auf's Aeußerste gebracht. Er bezeichnete die geheimen Gesellschaften, deren Mitglieder sich täglich mehrten. Napoleon glaubte ihm nicht; er schien den Deutschen keine Energie zuzutrauen. Einst stellte der Kaiser die Frage, was wohl Rußland und Deutschland thun würde, wenn eine Unternehmung jenseits dem Niemen übel ausfiel oder ganz mißglücken sollte. Rapp will, merkwürdig genug, Folgendes geantwortet oder vielmehr prophezeit haben. „Wenn Ew. Majestät ein Unglück haben sollte, so mögen Sie versichert seyn, daß Russen, wie Deutsche, sich in Massen erheben werden, um das auf ihnen lastende Joch abzuschütteln; es würde ein wahrer Kreuzzug werden. Selbst der König von Baiern würde sich dieser Verbindung anschließen. Niemanden nehme ich

aus, als den König von Sachsen. Dieser würde für seine Person Ihnen vielleicht treu bleiben; aber seine Untertanen würden ihn zwingen, auch gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen.“

In einer Privatunterredung, welche der General Rapp zu Danzig mit Napoleon hatte, sprach dieser zu ihm: „Nun, General, die Preußen sind, wie Sie sehen, unsere Allirten; nächstens werden es die Oestreicher auch seyn.“ — „Leider, Sire! fügen wir ihnen als Allirte sehr viel Böses zu; ich erhalte von allen Seiten Klagen über unsere Truppen.“ — „Paß! das ist ein Sturm, welcher schnell vorüber geht. Ich werde bald erfahren, ob Alexander den Krieg wirklich will, und ihn vermeiden, wenn es möglich ist.“ — Am Abend desselben Tages ward Rapp bei Napoleon zur Tafel gezogen, an welcher auch der König von Neapel und der Fürst von Neuchâtel Theil nahmen. Lange schwieg Napoleon. Plötzlich fragte er den General: „Wie weit ist es von Danzig bis nach Cadix?“ — „Zu weit, Sire!“ — „Ah, ich verstehe Sie, General! und doch werden wir in einigen Monaten noch viel weiter seyn.“ — „Desto schlimmer.“ Als der König von Neapel und der Prinz von Neuchâtel schwiegen, fuhr Napoleon fort: „Ich sehe wohl, meine Herren, Sie haben keine Lust mehr, Krieg zu führen. Der König von Neapel will sein schönes Land nicht verlassen, Berthier möchte lieber zu Grosbois auf die Jagd gehen, und Rapp sein schönes Hotel in Paris bewohnen.“ — „Ich muß gestehen, Sire!“ nahm Rapp das Wort, „Ew. Majestät haben mich nicht verzogen; ich kenne bis jetzt sehr wenig die Freuden der Hauptstadt.“ — Der König von Neapel und Berthier beobachteten ein hartnäckiges Stillschweigen, sahen aber dabei sehr verlegen aus. Nachdem die Tafel aufgehoben war, und der Kaiser sich entfernt hatte, äusserten sie jedoch, daß Rapp wohl gethan habe, Napoleon dieses Alles zu sagen. „Recht schön“ antwortete dieser, „Sie hätten mich aber nicht ganz allein sprechen lassen sollen.“

Später, bei der Verfolgung des russischen Heeres, beging Junot einen Fehler und Napoleon äusserte gegen Rapp: „Junot ist Schuld, daß die Russen entkommen sind; dieses wird mich vielleicht hindern, nach Moskau zu gehen.“ — „Ew. Majestät sprachen von Moskau; die Armee erwartet ein solches Unternehmen nicht.“ — „Nun,“ erwiderte Napoleon, „der Wein ist einmal eingeschenkt, er muß getrunken werden.“

Vor der Schlacht von Mosaisk schlief Napoleon in der Nacht, die derselben vorherging, unter einem Zelte mit Rapp: „Nun, Rapp,“ fing er an, indem er das vertrauliche Du gebrauchte, „glaubst Du, daß wir heute gute Geschäfte machen werden?“ — „Daran ist nicht zu zweifeln, Sire! Wir haben ja alle unsere Mittel erschöpft; wir sind ja gezwungen, zu siegen.“ — „Die Glücksgöttin ist eine feile Meze; ich frage an, es zu erfahren.“ — „Ew. Majestät erinnern sich, daß Sie vor einiger Zeit mir äusserten, der Wein sei eingeschenkt, man müsse ihn trinken. Jetzt ist dieses vor Allem der Fall. Zum Umkehren ist es zu spät. Die Armee kennt übrigens ihre Lage; sie weiß, daß sie erst zu Moskau Lebensmittel finden kann.“ — Die Schlacht ward geschlagen und gewonnen. Rapp erhielt vier Wunden. Er hatte nun zusammen zwei und zwanzig. Napoleon schickte ihm seinen Wundarzt, besuchte ihn dann selbst und sagte zu ihm: „Du lommst doch immer daran!“

Später auf dem Rückzuge, als die Armee dem Hunger, der Kälte und den Kosaken erlag und die Straßen mit den Leichnamen von Tausenden bedeckt waren, logirte der Kaiser eines Tages zu Dambrowna bei einer russischen Dame, die den Muth gehabt hatte, ihr Besitzthum nicht zu verlassen. Rapp war in seiner Nähe. Am Morgen ließ ihn der Kaiser rufen. Er war höchst niedergeschlagen und rebete seine Adjutanten mit folgenden Worten an: „Meine

Sache geht sehr schlecht. Diese armen Soldaten zerreißen mir das Herz und ich kann nicht helfen. Welche Theaterlöhne, ohne Energie, ohne moralische Kraft! Habe ich mich denn wirklich so sehr irren können? — Napoleon war mit mehreren seiner Generale unzufrieden.

Ueber den Einfluß, den gewisse Personen über Napoleon ausübten, äußert sich der General Rapp in seinen Memoiren, wie folgt:

Von der Arbeit, die auf ihm lastete, angegriffen, hatte Napoleon hin und wieder seine ungeduldigen Augenblicke. Dann, weit entfernt, ihn zu besänftigen, gaben die Vertrauten sich Mühe, seinen Zorn noch mehr zu reizen. „Gew. Majestät haben Recht, sagten sie, der oder der hat verdient, abgesetzt oder gar erschossen zu werden. Wir wußten schon längst, daß er Ihr Feind sei. Es ist ein warnendes Beispiel nöthig.“ War die Rede davon, im Lande des Feindes Kontributionen zu erheben, und Napoleon verlangte zwanzig Millionen, so rief man ihm zehn mehr zu nehmen. War die Frage, ob 200,000 Conscripten ausgehoben werden sollten, so beredete man ihn, 300,000 zu nehmen. Handelte es sich von der Berechnung mit einem Gläubiger, dessen Ansprüche unzweifelhaft waren, so erregte man Bedenken über die Forderung; man beredete Napoleon, die Hälfte des Betrages zu kürzen, ja sie zuweilen bis auf Nichts zu reduzieren. Sagte er, daß er einen Krieg beabsichtige, so äußerte man sich höchst beifällig über diesen großherzigen Entschluß. Nur der Krieg, sagte man, könne Frankreich bereichern und die Welt in Erstaunen setzen. Es müsse dieses auf eine Weise geschehen, die des Namens der großen Nation würdig sei. So hat man Napoleon zu ungewissen Unternehmungen ermuntert und ihn in unaufhörliche Kriege gestürzt. Dadurch hat man seiner Regierung einen Anstrich von Gewalt gegeben, die weder in seinem Charakter, noch in seinen Gewohnheiten lag. (Fortsetzung folgt.)

Berechnung der Tiefe des Meeres.

Von Dr. G. Hartwig.

Wir theilen hier aus einem sehr belehrenden und interessant geschriebenen neuen Buche einen kurzen Abschnitt über die vorstehend erwähnte Aufgabe mit.

„Wie tief ist das Meer und wie ist sein Grund beschaffen? Diese Fragen, welche ohne Zweifel ihren Zauber schon auf den Geist des ersten nachdenkenden Seemanns ausgeübt haben, der jemals die oceanischen Fluthen durchschnitt, sind erst in der neuesten Zeit mit größerer Sicherheit beantwortet, und zwar gebührt den Amerikanern der Ruhm, mehr als alle andere seefahrende Nationen zur Enthüllung dieser Mythen beigetragen zu haben.“

Wohl war das gewöhnliche Sentblei zur Vermessung der seichteren Gewässer ausreichend, doch versagte es seine Dienste, so wie man es in den Abgrund der tiefen See hinunterließ, wo kein Rud das Aufstoßen auf den Boden mehr ankündigte. Vergebens wurden die sinnreichsten und feinsten Apparate erfunden, um dem schweigenden Ocean eine Antwort abzunöthigen, er blieb unergründlich nach wie vor, bis man endlich auf die Idee verfiel, eine Kanonentugel als Belastung und einen Bindfaden als Sentchnur zu benutzen, und mit diesem einfachen Instrument das Meer um das Geheimniß seiner Tiefe zu befragen.

Die wissenschaftliche Welt erstaunte, als ihr die ersten Resultate dieser neuen practischen Methode mitgetheilt wurden, als sie hörte, daß Capitän Denham von dem Schiffe Ihrer britischen Majestät „Herald“ Grund in einer Tiefe von 46,000 Fuß wollte gefunden haben, und daß andere Seefahrer an verschiedenen Punkten des Oceans fast eben so lange oder noch längere Leinen abgewickelt hätten, ohne den Boden erreichen zu können. Doch fand sich bald, daß auch diese Versuche gar manchem Zweifel Raum ließen, da lange, nachdem der Grund von der Kugel schon erreicht worden ist, unterseeische Strömungen die Sentchnur noch immer mit sich fortziehen können. Die Auffindung eines Gesetzes, nach welchem man genau zu bestimmen vermöchte, wann die Kugel die Schnur nach sich zu ziehen aufhört, und von welchem Augenblick an die weitere Abwicklung der letzteren nun in Folge der Strömung und des Treibens vor sich geht, mußte daher nur als höchst wünschenswerth erscheinen, und blieb auch nicht lange dem beobachtenden Scharfsinn verborgen.

Indem nämlich während des Abrollens (wobei bemerkt werden muß, daß in der amerikanischen Marine immerfort Schnuren von derselben Stärke und Arbeit und schwere Körper von derselben Gestalt und demselben Gewichte angewendet werden) die Zeit mittelst einer Secundenuhr gemessen wurde, ergab sich, daß der in das Wasser einsinkende Apparat die ersten 100 Faden am schnellsten zurücklegt und danach immer längere Zeitperioden zu seinem Falle braucht. So lange daher bei einer Tiefseesondirung die Schnur immer langsamer nach dem bekannten, genau berechneten Zeitmaß sich abwickelt, kann man versichert seyn, daß die Kugel den Boden noch nicht erreicht hat; während gleichmäßige oder etwas beschleunigte Geschwindigkeit der Fallzeit mit derselben Gewißheit auf die Einwirkung einer Strömung

schließen läßt, welche nach bereits erreichtem Boden das Schlawwerden der Leine verhindert. So wunderbar weiß der Mensch mit der Uhr in der Hand zu berechnen, wie es in den untersten Gebieten des oceanischen Reichs vor sich geht.

Aber noch immer waren keine Stoffe vom Grunde der tiefen See emporgebracht worden. Die Leine war zu dünn, die Kugel zu schwer, sie konnte nicht wieder in die Höhe gezogen werden. Auch dieses Bedürfnis des forschenden Geistes hat ein amerikanischer Seecadet Broote durch eine sinnreiche Erfindung zu befriedigen gewußt. In der mitten durchbohrten Kanonentugel des Peilungsapparats steck nämlich ein nach unten hervorragender Stab, der, so wie er den Grund berührt, sich von dem auf dem Meeresboden zurückbleibenden schweren Gewicht trennt und mit Proben des Grundes, die an den unteren etwas ausgehöhlten und mit Seife oder Talg bestrichenen Ende anklieben, leicht wieder in die Höhe gezogen werden kann.

Solche vervollkommnete Meeresfondirungen, die eine früher unbekanntere Sicherheit gewähren, sind nun in jüngster Zeit, vorzüglich von den Amerikanern, so fleißig vorgenommen worden, — indem nicht nur alle Kriegsschiffe die Weisung haben, so wie die Umstände es nur erlauben, Tiefseepeditionen vorzunehmen, sondern auch noch besondere Expeditionen nur allein zu solchen barometrischen Untersuchungen ausgerüstet wurden, — daß der berühmte Hydrograph Maury dadurch in den Stand gesetzt worden ist, eine Tiefenkarte des atlantischen Oceans zu entwerfen, welche die Berge und Thäler, die Hochebenen und Vertiefungen jenes Meeresbodens, wenigstens in allen Hauptzügen, genauer darstellt, als man sich bis jetzt rühmen darf, die Höhen und Tiefen Africa's oder Australiens zu kennen. (Schluß folgt.)

Die Thiere vor den Folgen der Insektenstiche zu bewahren.

Ein achtbarer Thierarzt von Anzin fordert uns auf, (sagt der Moniteur de l'Agricultur), ein billiges und von Jedermann anwendbares Mittel bekannt zu machen, die Thiere vor den Folgen der Insektenstiche zu bewahren. Dieses von Oliver angezeigte, aber fast unbekanntes Mittel besteht darin, die Thiere beim Ausführen mit einer Abkuchung von Nuhbaumblättern zu waschen. (Auch durch bloßes Besprengen des Geschirrs, ganz oder theilweise, mit Vorbeeröl bewirkt man das Gleiche.)

Sprüchewörter.

- + Die Alten sind gut zu behalten.
- + Will unser Herrgott einen Narren, so macht er einen alten Mann zum Wittwer.
- + Das Amt macht wohl satt, aber nicht klug.

Goldföner.

- *. Nein, der ist nicht vom Schicksal ganz verlassen, Dem in der Noth ein Freund zum Trost erscheint, Ein Freund, der willig ist, die Thränen, die er weint In seinen Busen aufzufassen.
- *. Hüte dich vor eingebildeten Leiden des Leibes und der Seele! Laß dich nicht gleich niederbeugen von jedem widrigen Vorfalle, von jeder körperlichen Unbehaglichkeit! Fasse Muth, sei getrost! Alles in der Welt geht vorüber; Alles läßt sich überwinden durch Standhaftigkeit; Alles läßt sich vergessen, wenn man seine Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand bestet.

Logogryph.

Mit B ist es ein Instrument
Und dienet zum Galleeren,
Auch bringt's zu Tag ein Element,
Was Niemand kann entbehren.
Im andern Sinn bringt mancher Wicht
Sich damit durch das Leben;
Doch auf ein ehrliches Gesicht
Wird heut nicht viel gegeben.
Mit L ist es nichts Ganzes mehr,
Der Zeit ist es verfallen;
Sind Leuten ihre Taschen leer,
Hört man's als Schimpfwort schallen.
Mit H da hatten's im Gebrauch
Die Knappen und die Ritter,
Sie füllten sich damit den Bauch,
Ihr Leben war nicht bitter.

Auflösungen der Räthsel in den vorigen Nummern:
Tag und Nacht.
Aberglaube.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wilh. Brandecker.